

Journal

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **87 (2000)**

Heft 3: **De-Typologisierung**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

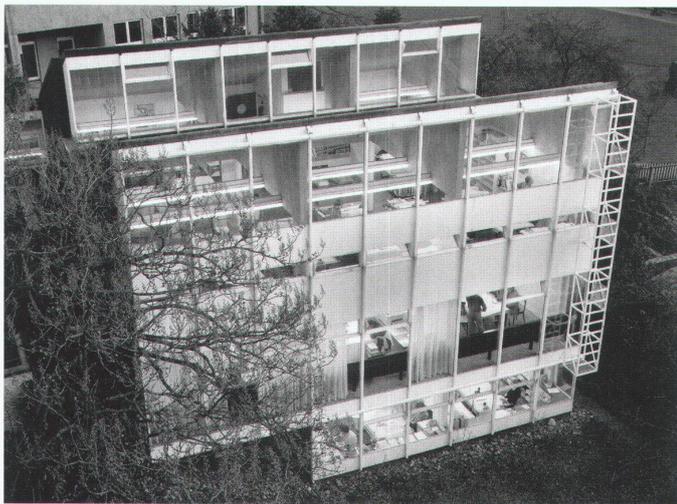
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Architekturwerkstatt für die Akademiker

Der Architekt Ernst Gisel hat der ETH Zürich ein höchst unalltägliches und grosszügiges Geschenk gemacht: seinen Arbeitsort der letzten 26 Jahre.



Der 77-jährige Zürcher Architekt Ernst Gisel ist im vergangenen Januar mit seinem auf einige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen reduzierten Büro in sein vor zwei Jahren fertig gestelltes Wohn- und Atelierhaus an der Ilgenstrasse umgezogen. Sein Atelierhaus an der Streulistrasse hat er – zusammen mit seinem umfangreichen Archiv – im November des letzten Jahres der ETH Zürich vermacht. Es wird unter seiner Leitung sanft renoviert, soweit notwendig, baulich modifiziert und soll ab Sommersemester 2000 dem Departement für Architektur für projektorientierte Arbeiten höherer Semester oder für Nachdiplomkurse dienen.

Das so genannte «Blaue Atelier» wurde 1970–1973 im Hof hinter dem rund zehn Jahre früher entstandenen gestaffelten Mietshaus an der Hegibachstrasse im Geiste eines Werkstattgebäudes mit Shedbelichtung erbaut. Bis zu 25 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen waren zeitweise darin beschäftigt. Die fein profilierten Metallfassaden und die in

«Lichtspender» und «Ausguck» aufgeteilte Befensterung sind für Gisels architektonisches Feingefühl typisch.

Der Bezug dieses Ateliers bezeichnete ungefähr die Mitte eines Schaffens, das mit dem Gewinn des 1. Preises im Wettbewerb für das Parktheater in Grenchen 1949 seinen Anfang genommen hatte. Es hat sich über fünf Jahrzehnte hinweg fortgesetzt und umfasst Bauten in der Schweiz wie auch im benachbarten Ausland, in Deutschland, Österreich und im Fürstentum Liechtenstein.

Gisel, dessen Ausbildung in einer Bauzeichnerlehre, einem Studium an der Kunstgewerbeschule und Praxisjahren bei Alfred Roth bestand, will mit der Schenkung seines Ateliers auch seiner Überzeugung Nachdruck verleihen, dass die akademische Ausbildung unbedingt und frühzeitig durch die Entwurfspraxis ergänzt werden muss. c.z.

Schöne Kapsel

48 Designer haben auf Einladung des «New York Times Magazine» einen für unsere Nachfahren im Jahr 3000 bestimmten Behälter für ausgewählte Artefakte der Gegenwart entworfen. Der 1. Preis ging an Santiago Calatrava.

Der Wettbewerb zur Erfindung eines Zeit-Containers war im März letzten Jahres lanciert worden. Einige der Ergebnisse sind noch bis zum 26. März 2000 in der Ausstellung «Capturing Time: The New York Times Capsule» im New Yorker Museum of Natural History zu bewundern.

Die Idee der Zeitkapsel ist nicht neu, trotzdem regte sie die Fantasie der eingeladenen Künstler mächtig an. Es ging darum, einen Behälter zu schaffen, in dem eine Reihe von für unsere Gegenwartskultur typischen Gegenständen tausend Jahre lang sicher aufbewahrt werden können, sodass die Menschen, die ihn im Jahr 3000 öffnen, einen Eindruck vom Leben am Ende des 20. Jahrhunderts gewinnen.

Der verrückteste Vorschlag stammt von Jaron Lanier. Er möchte

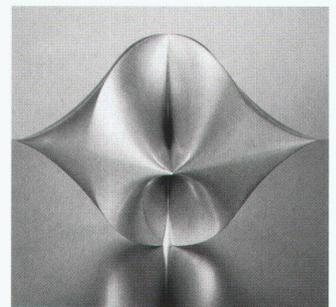
die New Yorker Kakerlaken im Verlaufe von 14 Jahren zu «Archivträgern» der Vergangenheit machen, indem er alle diesjährigen Ausgaben des «New York Times Magazine» aus dem Computer-Code in DNA-Code übersetzen lässt, um sie in die DNA von Kakerlaken zu verpflanzen. Gemäss seinen Berechnungen werden nach 14-jähriger Käferfortpflanzung alle Vertreter der Gattung mit der einschlägigen Information ausgestattet sein.

Das New-Yorker Team Caples/Jefferson stellt sich einen granit- und metallverkleideten Obelisken auf einer Insel im East River vor, der nach tausendjähriger Verwitterung eine gläserne Kapsel «gebärt», die Künstlerin Maya Lynn möchte ihre Kapsel unter spiralförmig angepflanzten Eichen im New-Yorker Central Park

vergraben, und das internationale Design-Kollektiv «Ocean» will gleich neun Kapseln über der Antarktis abwerfen, in der Hoffnung, dass diese im Laufe der Zeit aus den Weltmeeren gefischt werden.

Die Jury hat sich aber weder für Verrücktheit noch Originalität oder Poesie, sondern für die Schönheit entschieden. «Sometimes, beauty is the best defense», meinte der Physiker Gregory Benford, Autor des Buches «Deep Time: How Humanity Communicates Across Millennia» in einem Gespräch unter Experten. Schönheit als Garantin des Überlebens. Nach Ansicht der Jury wird Calatravas Zeitkapsel in Form einer betörend schönen aufklappbaren «Blume» aus Stahl jederzeit die Blicke künftiger Generationen fesseln.

Umso heftiger werden sich diese dann allerdings über den banalen Inhalt wundern, ein – durch Befragungen ermitteltes – ernüchterndes Gemisch aus zumeist alltäglichem Plunder, vom Handy über ein Stück Stacheldraht, einen indischen



Nasensring, einen amerikanischen Militärorde, einen französischen Parkzettel bis zu Viagratabletten; und weil New York die Hauptrolle spielen muss, fehlt es nicht an Fotos von «Every-Day-People» sowie der Audio-Aufnahme einer «New-Yorker Minute».

Nach Ablauf der Ausstellung wird die Kapsel über einem Brunnen im Museum of Natural History installiert. Ein eigens dazu erwählter «Kapselwart» wird dafür sorgen, dass ihr nichts geschieht und sie auch nicht dem Vergessen anheim fällt. c.z.

Eine Architektin mit aufrechem Gang

Margarete Schütte-Lihotzky, die erste Architektin Österreichs, die zugleich eine Vorkämpferin für die Gleichberechtigung der Frau war und eine Verfolgte des Nazi-Regimes, ist am 18. Januar in Wien gestorben, wenige Tage vor ihrem 103. Geburtstag. In Erinnerung wird sie aber nicht nur als Erfinderin der «Frankfurter Küche» bleiben, sondern als eine unbeugsame Frau, die sich stets für ein menschenwürdiges Bauen eingesetzt hat.

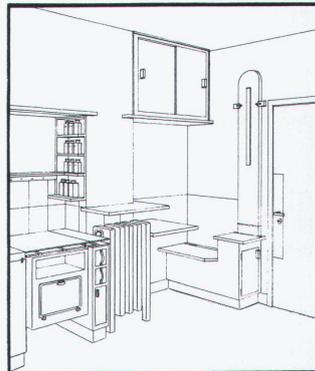
Als die am 23. Januar 1897 geborene Beamtentochter an der Wiener Kunstgewerbeschule ihr Studium begann, hatte sie schon bald das Soziale am Bauen interessiert: «Mir war bewusst geworden, dass die Architektur die einzige Kunst ist, die eine konkrete Aufgabe erfüllt. Mich hat die Vorstellung fasziniert, wie millimetergenaue Zeichnungen umgesetzt werden in das Dreidimensionale, wie Räume geschaffen werden, in denen sich die Menschen wohl fühlen oder in denen sie Missbehagen empfinden.»

Geprägt hat die Studentin vor allem ihr Lehrer Oskar Strnad, weil er den Anstoss dazu gab, «über Schein, Lüge und Wahrhaftigkeit in der Form nachzudenken». Das hiess für sie: weg vom dekorativ gewordenen Sezessionsstil, hin zu einer funktionalen Auffassung von Architektur. Danach hatte Grete Lihotzky das Glück, zunächst mit Adolf Loos im Baubüro der Wiener Siedlerbewegung zu arbeiten, bis sie 1926 der Stadtbaurat Ernst May nach Frankfurt am Main holte. Auch das Bauprogramm des «Neuen Frankfurt» stand angesichts der Wohnungsnot unter dem Diktat

der Zahl: Bei den 20 000 neuen Wohnungen in stadtnahen Siedlungen ging es darum, optimale Räume trotz minimaler Grössen zu schaffen.

Ein Projekt aus ihrer Tätigkeit mit May liess die junge Architektin (seit 1927 mit dem Kollegen Wilhelm Schütte verheiratet) in die Architekturgeschichte eingehen – die «Frankfurter Küche». Diese ergonomisch organisierte Einbauküche mit Schränken, Schütten und ausklappbarem Bügelbrett war ein Beitrag zur Befreiung der Frau von überflüssiger Hausarbeit und wurde zum Vorbild aller modernen Arbeitsküchen. Die Architektin beschäftigte sich aber nicht nur mit rationeller Hauswirtschaft, sondern ebenso mit dem «wachsenden Haus» und Wohnungskonzepten für die berufstätige Frau.

In der Sowjetunion, wohin sie 1930 mit der «Gruppe May» für sieben Jahre ging, fielen Margarete Schütte-Lihotzky andere Aufgaben zu. Für die neuen Städte der Schwerindustrie projektierte sie Kinderkrippen und Kindergärten, weil die Berufstätigkeit der Frauen beim Aufbau des Landes unausweichlich wurde. Dabei hatte sie mit der rückständigen



Küche für einen Haushalt mit einer Haushalthilfe, 1927, Perspektive

gen Bautechnik und mit ungeübten Arbeitskräften zu kämpfen: «Als ich das erste Mal an die Baustelle in Magnitogorsk kam, haben Kirgisensmädchen, die noch sechs Wochen vorher in der Steppe nomadisiert sind, die Ziegelmauern meiner Kindergärten aufgebaut.» Auch später hat sie sich immer wieder auf die Bedingungen anderer Länder eingelassen, ob als Planerin von Frauenberufsschulen in der Türkei oder als Beraterin für Kinderanstalten in Kuba.

Die Leidenschaft von Margarete Schütte-Lihotzky blieb zeitlebens der Wohnungsbau. Das zeigte vor sieben Jahren ihre grosse Ausstellung im Wiener Museum für Angewandte Kunst mit dem inzwischen wieder erhältlichen Werkkatalog aus dem Böhlau-Verlag. Umso grösser war die Enttäuschung der 1945 aus



Die 100-jährige Margarete Schütte-Lihotzky beim Gespräch mit dem Autor in ihrer Wiener Wohnung Foto: Renate Rauwolf

einem bayerischen Zuchthaus befreiten Antifaschistin, dass sie in der Nachkriegszeit von der Gemeinde Wien nur mit zwei Wohnbauten und zwei Kindergärten beauftragt wurde. Ihre Tätigkeit für KP-nahe Organisationen führte faktisch zu einem Berufsverbot bei öffentlichen Projekten. Doch engagierte Nachgeborene hielten die Erinnerung an ihr Lebenswerk wach – und im hohen Alter folgten auch zahlreiche Auszeichnungen, nicht nur in ihrer Heimatstadt Wien. Die Gesellschaft bildender Künstler Österreichs hat sich von ihrem Ehrenmitglied Margarete Schütte-Lihotzky mit dem treffenden Satz verabschiedet: «Mit ihr verliert Österreich die bedeutendste Vorkämpferin für die soziale Baukultur.»

Wolfgang Jean Stock

Wackers Heimatstadt

Der diesjährige Wakker-Preis des Schweizer Heimatschutzes geht zum ersten Mal an die Heimatstadt des Preisstifters Henri-Louis Wakker, der die meiste Zeit seines Lebens in Genf zugebracht hat.

Unter dem Thema «Bauen am Wasser» wird die Stadt Genf ausgezeichnet für ihre vorbildliche Neugestaltung des öffentlichen Raumes entlang der Rhone vom See bis zur Einmündung der Arve und insbesondere für ihr Projekt «Le Fil du Rhône», das der Genfer Architekt Julien Descombes mit Künstlern zusammen ausgearbeitet hat: Durch verschiedene Massnahmen – Realisierung

von Fussgängerwegen, von Orten zum Verweilen, Neugestaltung der Dammpromenade, Zugang zum Wasser, Aufwertung des Quais usw. – soll der durch die in den Neunzigerjahren flussabwärts verschobene Seeregulierung veränderte Uferraum eine neue Ausstrahlung erhalten und der Bezug der Stadt zum Wasser wiederhergestellt werden. c.z.

Bibliophiler Lagerfeld

Karl Lagerfeld hat auf dem linken Seine-Ufer in Paris einen Buchladen mit Titeln zu den Themen Kunst, Architektur, Design, Mode und Fotografie eröffnet.

Der Modedesigner und Fotograf, der für die Modehäuser Chanel und Fendi arbeitet, gibt eine eigene Kollektion heraus, zeichnet und fotografiert. Jetzt hat er «der kreativen Kette» seiner Tätigkeit «ein weiteres Glied» hinzugefügt. Bücher scheinen schon seit langem zu seinen Leidenschaften zu gehören.

Lagerfelds privater Buchbestand in seinen zahlreichen Domizilen

umfasst nach eigenen Angaben 230 000 Bände.

Der neue Buchladen ist mit mehreren Lesetischen und einem Fotostudio ausgerüstet. Seit der Eröffnung im vergangenen Dezember sollen sich täglich rund achtzig Neugierige und Leselustige eingefunden haben. c.z.

Les jeux ne sont pas encore faits

Im Wettlauf um ein halbes Dutzend Grand-Jeu-Lizenzen, die der Bundesrat nach Inkrafttreten des neuen Spielbankengesetzes gesamtschweizerisch vergeben will, schickt das Tessin gleich zwei (bis drei) Pferde ins Rennen.

Die beiden Kursaalgesellschaften von Lugano und Locarno haben sich zu einer AG namens «Accento» zusammengeschlossen, denn beide Orte fühlen sich dazu ausersehen, ein Casino zu beherbergen, das nicht nur das Boulespiel mit kleinen Einsätzen, sondern das Grand Jeu anbietet. Im auf die spielffreudige Lombardei ausgerichteten Lugano dachte man an ein grösseres Etablissement in den Mauern des einstigen Hotel Palace, in Locarno sinnt man darauf, ein kleineres Casino auf höherem Niveau für die Gäste aus dem Norden bereitzustellen, und zwar als Neubau bei Ascona. Diese Spielbanken sind notabene nicht als Selbstzweck zu betrachten: Der Erlös soll der Stadt, der Region dazu verhelfen, kulturelle Anlässe und Investitionen zu finanzieren.

Damit eine Stadt eine der begehrten Lizenzen für das Grand Jeu erhält, muss sie in einer eigenständigen Tourismusregion liegen und natürlich auch über einen des Geldspiels würdigen Ort verfügen – oder zumindest einen baureifen Entwurf für einen solchen Ort. Die Accento

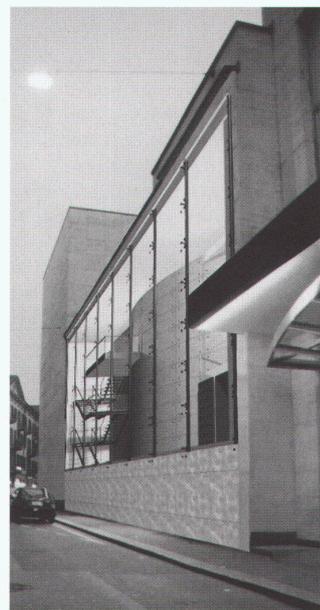
AG holte zu einer grossen Geste aus und vergab Studienaufträge an zehn international anerkannte Architekturbüros; fünf hatten sich um die Umnutzung des Palace Hotels in Lugano und fünf um den Neubau in Ascona zu kümmern. Für Lugano waren es David Chipperfield, London, Hermann Czech, Wien, Zaha Hadid, London, Lacaton/Vassal, Bordeaux, und Kazuyo Sejima, Tokio, für Ascona Hans Kollhoff, Berlin, Jose Luis Mateo, Barcelona, Helena und Hrvoje Njiric, Zagreb, Jean Nouvel, Paris, und Riegler/Riewe, Graz.

In der Peripherie von Ascona gibt es ein von niedrigen Wohnbauten umgebenes 144 000 m² grosses Gelände, das bis vor zwei Jahren als Privatflugplatz gedient hat. Auf diesem der Bürgergemeinde gehörenden Areal soll ein Tourist Resort mit Kongresszentrum, Casino, Theater, Wellness-Hotel und ausgedehnter Parkanlage entstehen. Die Accento AG hat unter den entsprechenden Studienaufträgen dem Projekt von Jose Luis Mateo den Vorzug gegeben. Bereits hat eine Umzonung des Geländes stattgefunden. Bei der pla-

nerischen und baulichen Umsetzung des Projektes wollen die Bürgergemeinde und die private Aktiengesellschaft zusammenarbeiten.

In Lugano ist der Fall komplizierter – und brisanter. Der Standort des geplanten Casinos im ausserhalb des Stadtzentrums gelegenen ehemaligen Palace Hotel war von Anfang an umstritten. Zudem fand die Auseinandersetzung darüber, ob die denkmalgeschützten Fassaden des im Innern durch einen Brand zerstörten Hotels erhalten bleiben sollen oder nicht, kein Ende. Das Programm, das die mit dem Studienauftrag betrauten Architekten unter ein Dach bringen mussten, war, gelinde ausgedrückt, umfangreich. Entsprechend unbefriedigend waren die eingereichten Vorschläge. Eine Überarbeitung welchen Projektes auch immer wäre unumgänglich gewesen. Aufgrund der politischen Unstimmigkeiten drohten Rekurse, ja sogar das Referendum. Man erkannte, dass die Zeit wohl nicht ausreichte, um termingerecht ein ausgereiftes Projekt für das Lizenzgesuch (das zwischen April und September zu stellen ist) vorzulegen. So beschloss man, die Idee vom Casino im Palace Hotel fallen zu lassen und einen anderen Weg einzuschlagen.

Unlängst hat in Lugano ein Wettbewerb für Architekten unter vierzig stattgefunden, welche die im selben



Projekt für ein Grand-Jeu-Casino beim Kursaal Lugano. Architekten: Bruno Huber, Lugano, Luca Gazzaniga und Carlo Ceccolini, Lugano. Strassenfassade

Gebäude wie der Kursaal von Lugano untergebrachten drei Kinosäle zu einem Theater umbauen sollten. Sieger des Wettbewerbes waren die Architekten Bruno Huber, Lugano, und Luca Gazzaniga + Carlo Ceccolini, Lugano. Sie haben jetzt den Auftrag erhalten, anstelle des Theaters

Ein Beispiel gegen den Lederhosenstil

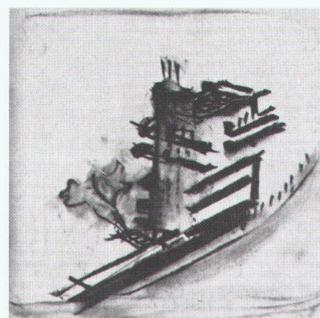
Eine Initiative zum verantwortungsvollen Umgang mit dem Werk des österreichischen Architekten Lois Welzenbacher will das Turmhotel Seeber in Hall, einen der wichtigsten Bauten der Moderne im Tirol, retten. Sie wird auch von Werk, Bauen + Wohnen unterstützt.

Lois Welzenbacher (1889–1955) war der einzige österreichische Architekt, der in dem – als Begleitpublikation zur 1932 im New-Yorker Museum of Modern Art gezeigten Ausstellung «The International Style: Architecture Since 1922» erschienenen – Buch von Philip Johnson und Henry Russel Hitchcock vertreten war – obwohl Welzenbacher nicht einer radikalen Moderne zuzurechnen ist. Indem er seine Bauten organisch in die Topografie einfügt, den Dialog mit der Landschaft sucht, will

er einem veredeltem Alpentourismus-Vorschub leisten. Welzenbacher unterrichtete ab 1945 die Meisterschüler an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Die Zahl seiner ausgeführten Bauten ist nicht gross, einige sind bereits zerstört, andere gefährdet, so das Turmhotel Seeber in Hall im Tirol.

Die Salzbergbaustadt Hall, deren Saline 1967 stillgelegt worden ist, war in den Dreissigerjahren ein bekannter Wintersportort. Das Solbadhotel wurde 1930 von der Familie

Seeber als Direktauftrag an Lois Welzenbacher vergeben. Der 20 Meter hohe, leicht gekrümmte Turmbau oberhalb der Altstadt ist geprägt durch die stark auskragenden versetzten Balkone, die an der Ost-, Süd- und Westseite so angeordnet sind, dass sie das nahezu quadratische Volumen wie liegende Windmühlenflügel umziehen. Räumlich entsteht dadurch eine sich nach oben schraubende Bewegung, sodass der Bau zum Drehpunkt stadt- und landschaftstopografischer Bezüge wird. Die zurückhaltend gestaltete Nordseite ist durch grosse vertikale Treppenhaufenster gegliedert. Die Dachterrasse mit dem krönenden Sonnendach verleiht dem Hotel einen heiteren, mediterranen Anstrich. Es handelt sich um einen



Turmhotel Seeber, Skizze aus: Guido Harbers, Lois Welzenbacher – Arbeiten der Jahre 1919–1931, München 1931

Das Bauhandwerkerpfandrecht

Der Architekt hat für den Bauherrn tadellose Arbeit geleistet, Planung und Bauaufsicht mit einbegriffen. Wenn sich der Bauherr aber weigert, das Architektenhonorar zu zahlen, kann sich der Architekt die Honorarforderung in der Regel nicht durch ein Bauhandwerkerpfandrecht sichern lassen. Eine Ausnahme besteht für den Generalunternehmer.

Das Bauhandwerkerpfandrecht, eine schweizerische Eigenheit, ist ein beliebtes Sicherungsmittel für Bauleute. Es verschafft den Handwerkern und Unternehmern, die zum Mehrwert eines Grundstücks beigetragen haben, die Möglichkeit, – falls sie nicht bezahlt werden – ihr Honorar aus dem Erlös des Grundstücks zu beziehen. Als gesetzliches Grundpfandrecht besteht es ohne weiteres und setzt keine besondere Vereinbarung zwischen Bauherr und Unternehmer voraus.

Dem Architekten allerdings gewährt die einheitliche Praxis heute diesen Vorzug nicht, auch wenn er regelmässig mitteilt, den Bauwert zu steigern. Gleich wie die Architekten werden von herrschender Lehre und konstanter Rechtsprechung die Ingenieure, die Büroplaner und auch die Rechtsanwälte behandelt. Sie bedürfen offenbar nicht in der Masse des sozialen Schutzes wie die eigentlichen Bauleute.

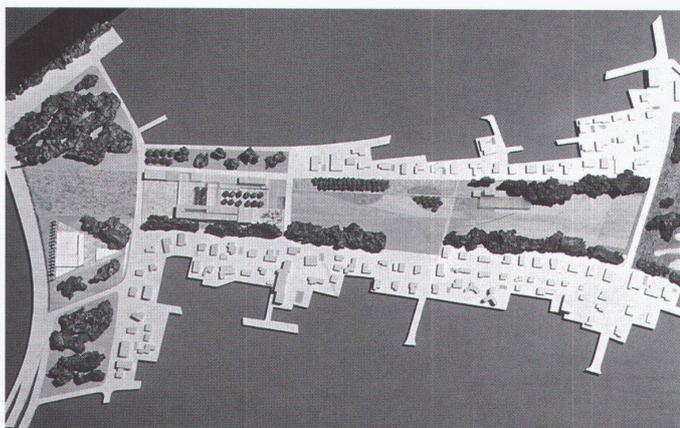
Der Grund für diese Praxis liegt im Wesentlichen darin, dass Architektenleistungen dem Auftragsrecht – und nicht dem Werkvertragsrecht – unterstehen. Für den Architekten ergibt sich daraus oft eine doppelte Ungerechtigkeit: Es fehlt ihm nicht nur der besondere Schutz durch das Bauhandwerkerpfandrecht, er muss immer wieder auch in Kauf nehmen, dass Kreditinstitute zuerst die pfandrechtsgeschützten Unternehmerrechnungen bezahlen – bevor sie, zulasten des Baukredits, auch die Forderungen des Architekten begleichen.

Vorgängig getroffene vertragliche Abreden mit dem Bauherrn und auch mit der Bank können Abhilfe schaffen.

Pfandberechtigt sind Architektur- und Ingenieurarbeiten erst dann, wenn sie als Bestandteil eines einheitlichen Generalunternehmer(werk)vertrages zusammen mit anderen Bauleistungen erbracht werden. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Generalunternehmer die Planungsarbeiten selbst erbringt oder an einen Dritten weitergibt. Der Pfandrechtsschutz erstreckt sich über das gesamte Generalunternehmerhonorar.

Zur Sicherung der offenen Honorarforderung des Architekten bleibt in allen Fällen nur ein Leistungsverweigerungsrecht. Dabei geht es zwar nicht an, dass der Architekt die Pläne bis zu seiner Bezahlung zurückbehält. Aber er darf seine weitere Arbeit einstellen, bis der Bauherr seinen Zahlungsverpflichtungen nachgekommen ist.

Thomas Heiniger



Projekt für ein Tourist Resort mit Grand-Jeu-Casino in Ascona Saleggi.
Architekt: Jose Luis Mateo, Barcelona. Modellaufnahme

ein Grand Casino zu planen – und zwar sofort. Aus dem ehemaligen Palace Hotel dagegen will man ein «Kulturzentrum» machen, das heisst, die künftige Nutzung bleibt unklar. Das ursprünglich beim Kursaal vorgesehene Theater soll Teil davon sein. Während man den fünf Studienbeauftragten noch freigestellt hatte, ob sie die Fassaden des Hotels erhalten wollen oder nicht, will man sie jetzt endgültig stehen lassen, zusammen mit dem in die Anlage integrierten Kreuzgang eines benachbarten ehemaligen Klosters. Sehr wahrscheinlich wird man diesmal einen öffentlichen Wettbewerb

durchführen. Die Tessiner geben sich offenbar ernstlich der Hoffnung hin, zwei der vier bis acht Grand-Jeu-Lizenzen, die der Bundesrat bewilligen will, ergattern zu können. Ein Drittel bis ein Viertel des gesamtschweizerischen Umsatzpotenzials soll in unserem an Italien grenzenden Südkanton liegen. Im Falle, dass doch nur eine Lizenz ins Haus steht, gibt es ein Abkommen zwischen Lugano und Locarno. Dann nämlich soll Lugano zum Zuge kommen. – Auch Chiasso hält unterdessen ein baureifes Grand-Casino-Projekt bereit, mit dem es beim Bundesrat vorstellig werden will. c.z.

der seltenen modernen Tourismusbauten im Tirol, das sonst im Gastgewerbe lieber einem – wie sich die Träger der Initiative ausdrücken – unreflektierten Lederhosenstil frönt.

Das Parkhotel, wie es heute heisst, ist allerdings gegenüber seinem Originalzustand stark verändert worden. Es gehört seit 1997 der Stadt Hall, die es seither mit dem früheren Besitzer als Pächter betreibt. Im heutigen Zustand ist das Unternehmen jedoch wirtschaftlich nicht mehr tragfähig, sodass ein Umbau bzw. eine Erweiterung ins Auge gefasst werden muss.

Die Initiative zum verantwortungsvollen Umgang mit dem Werk Lois Welzenbachers sammelt nun als erstes mit Postkarten und über eine Homepage im Internet Unterstüt-

zungserklärungen, um das überregionale Interesse an Welzenbachers Werk zu untermauern. Des Weiteren geht es darum, Ideen zur Revitalisierung des Hotels zusammenzutragen, bevor Fachleute eine Lösung zwischen notwendiger ökonomischer Umstrukturierung und Restauration einer Glanzleistung der Moderne aus den Dreissigerjahren zu finden versuchen.

Als nächsten Schritt denkt man an die Veranstaltung eines Symposiums vor Ort, begleitet von einer Ausstellung der Bilder und Pläne des Originalzustandes sowie der auf der TU Innsbruck vorhandenen Modelle des Hotels. c.z.

Homepage:
<http://welzenbacher.sil.at>